

Wer recht in Freuden wandern will . . .

Ein Ferienbrief von FRANZ HILLIG S. J.

Liebe Freunde, nun haben wir dem alten, ja dem antiken Brauch folgend unsere Wohnung abgeschlossen und sie der Obsorge guter Nachbarn empfohlen und sind dem Ruf gefolgt, der in den Hundstagen aus den Stadtmenschen Zugvögel macht. Wir sind zu unsern Freunden aufs Land hinausgezogen, wenn wir über solche Beziehungen verfügen, oder haben ganz simpel eine „Sommerfrische“ aufgesucht, wie das in der guten alten Zeit hieß, und wie man es auch heute kaum treffender bezeichnen kann, trotz des kleinbürgerlichen und etwas komischen Beigeschmacks. Das Schönste an den Ferien pflegt ja freilich die selige Erwartung vor den Ferien zu sein, da noch kein Ärger über das schlechte Wetter, über Kost und Logis und sonstiges Ungemach sich an die Schwingen unserer Freude gehängt hat: all die wachsende Enttäuschung, die uns schließlich mit derselben Erleichterung dem heimischen Herd wieder zustreben läßt, mit der wir ihm just vor zwei Wochen erst entflohen waren.

Und dennoch steckt hinter der tragikomischen Maske des Urlaubsfiebers eine schöne und herrliche Wirklichkeit. Es steckt dahinter nicht mehr und nicht weniger als die Freiheit! Man hat die Stadt und den Klatsch der Reisegesellschaft hinter sich. Man hat seine Siebensachen im Quartier verstaubt und sich aus einem Reisenden in einen Spaziergänger und Wandersmann verwandelt. Die letzten Höfe des Dorfes liegen hinter uns, und das ist nun der Wald! Die grün und golden strahlende Halle mit den etwas feuchten, federnden Wegen und der unablässig wechselnden Kulisse des Unterholzes, mit dem klingenden und schmetternden Konzert der Vogelstimmen und der hellen Lichtung, die sich plötzlich auftut. Welche Weite, welch würzige Luft, welche langentbehrte Seligkeit!

Habt ihr, meine Freunde, die „Lettres de mon moulin“ von Alphonse Daudet mitgenommen? Das wäre jetzt so ein Buch für euch. Denn mögen wir auch all das gedruckte Zeug hinter uns gelassen haben: ganz ohne die Bücher kann man doch nicht gut Ferien machen. Und möchte euch nie ein Schulmeister diese ideale Ferienlektüre, welche die „Briefe aus meiner Mühle“ sind, verschandelt haben! Hier draußen inmitten der duftenden Gräser kann man Blanquette, die weiße Ziege von Monsieur Seguin, die ihrem Herrn ins Gebirg hinein durchging und die der Wolf fraß, nur zu gut verstehen. „Du kannst dir denken, ob sie glücklich war! Keinen Pfahl mehr, keinen Strick... nichts mehr was sie hinderte, Sprünge zu machen und nach Herzenslust zu grasen! Was gab es da nicht an Kräutern! Bis über die Hörner, mein Freund! Und was für Kraut, so schmackhaft und fein gezähnt — an die tausend Sorten. Das war was andres, als der eingefriedete Rasen. Und erst die Blumen: große blaue Glockenblumen, purpurne Fingerhüte mit langen Kelchen, ein ganzer Wald von wilden Blumen voll berauschender Säfte!“ Das war Urlaub,

wenn auch das dicke Ende nachkam. — Oder der Herr Unterpräfekt, den mitten auf seiner Dienstreise das grüne Eichenwäldchen verlockt, und den nach einer geschlagenen Stunde seine Leute finden, wie er hemdsärmelig und bäuchlings im Gras liegt und — Verse macht...

Ob Beamter oder Professor, ob Geschäftsinhaber oder schlichter Angestellter, hier in der Weite und Geborgenheit des Waldes kann man seine Jacke geschultert am Wanderstock tragen und ein Lied anstimmen. Jawohl, ein Lied! Ein Studentenlied, ein Wanderlied, ein Lied aus den längst versunkenen Tagen der Liebe. Einen Augenblick lang hemmt noch die Würde, die der Wandersmann in der Welt draußen bekleidet. Ein scheuer Blick vergewissert sich noch einmal, ob weit und breit auch kein unberufener Zeuge zugegen sei (lugte Spitzweg hinter jenem Baum hervor?) — und dann geht es los: „Wer hat dich, du schöner Wald...“ oder: „O alte Burschenherrlichkeit!“ oder: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus!“ Wißt ihr, es kommt gar nicht so sehr auf den Text an. Und wenn einem des Gesanges Gabe nicht verliehen wurde, dann tut es Horaz oder Schiller auch. Wenn nur die Stimme klingt, wenn sich nur die Lippen entsiegeln!

Liebe Freunde, haben wir nicht die Dichter verkannt? Haben wir in jenem mürrischen und steifen, auf Geld und Geltung gerichteten Leben, das nun so weit hinter uns liegt, nicht auch in den Chor derer eingestimmt, die den Dichter belächelten? „Hirngespinnste, Grillen, Überschwang!“ so hieß es da. Jetzt auf einmal verlangt uns nach einer Gitarre: „Hab um den Hals ein gülden Band, daran die Laute hangen...“ Jetzt endlich springt die Kruste von unserm müd und mißtrauisch gewordenen Herzen: „Mein Gott, wie schön ist deine Welt!“ Herrlich und jungfräulich ist sie wie am ersten Tag. Und nicht der verkniffene Blick des nüchtern und „realistisch“ Denkenden ist ihr kongenial, sondern das Staunen aus Kinderaugen und der Jubel des Herzens. Hier in Gottes freier Natur erwacht das Singen der Romantik zu neuem, unbefangenen Leben. Nicht als Flucht vor der Wirklichkeit, sondern als ihr echterster Ausdruck, als ihr klarer Widerschein.

Warum soll immer nur die Gruppe der düsteren und zerquälten Dichter recht haben, die die feuchten Steine aufheben und mit ihren Taschenlampen das Nachtgewürm darunter anstrahlen? Die Dichter, die sich über die Zerfallsprodukte einer kranken Kultur beugen, die Dichter der Irrenhäuser und Nachtlokale? Wir wollen uns in den Ferien die Seele rein baden an den Quellen der Natur. Man braucht dazu kein Heide zu sein. Man braucht der Natur keine göttlichen Kräfte zu leihen. Der Wald kann uns so wenig erlösen wie das Meer oder die Alpenwelt. Auch die strahlendsten Gipfel der Schöpfung bleiben im Irdischen befangen und sind von einer geheimnisvollen Trauer umschattet, und nicht nur Gefahren des Leibes lauern an den Rändern ihrer großen Schönheit.

Und dennoch: wo ein Mensch mit christlichem Blick und christlicher Zucht der Natur begegnet, da führt sie ihn zu seinem Schöpfer. Hier ist eine besondere Nähe zu Gott, weil der Mensch an ihr weniger als anderswo verderben konnte. Hier ist eine Einfalt und Lauterkeit, die wohltut und heilt. Mag der Mensch zur Technik berufen sein, sie wird ihm doch immer wieder zur Gefahr, seine Grenzen zu vergessen. Sie verführt ihn zu Verstiegtheit und Unnatur. Sie wächst über ihn hinaus, und er wird ihrer nicht mehr Herr. Sie zwingt ihn in einen Rhythmus, der seine Nerven zerreißt, in ein gehetztes, lärmgefülltes, schemenhaftes Dasein. Wie weise war der Mythos der Griechen: Der Urlaub führt den Antäus zur Erde zurück, zur mütterlichen Natur.

Seht euch doch um, liebe Freunde, lauscht doch nur hinaus, und atmet ihn in vollen Zügen in euch hinein: diesen Frieden, diese Klarheit, diese Stille! Gewiß, auch hier noch mitten im Wald kann es geschehen, daß plötzlich der Lautsprecher eines parkenden Autos in Tätigkeit tritt, aber Gott sei Dank gibt es noch Waldwege, auf denen uns kein Kraftwagen folgt. Es gibt noch Reservationen der Stille — höchstens für Augenblicke von den blechnen, dröhnenden Vögeln aus Menschenhand überflogen — und nun ist nur noch das Rauschen der Kronen, das Murmeln des Bächleins und das Rufen des Kuckucks.

Du hockst am Boden und beobachtest voll Geduld die helle, elegant gestreifte Schnecke. Du läßt die Ameisen über deine Finger laufen und begegnest dem Käfer. Kann man nicht tiefsinnig werden über all diesem Krabbeln und Glänzen auf dem Grund des Waldbodens mit dem Sternenmeer seiner Moose und den phantastisch gekralten Wurzeln? Oder übertreibt Hellmut von Cube in seinem „Tierskizzenbüchlein“ — das, fünfzig Seiten stark, gerade etwas für die Reisetasche ist —, wenn er uns folgendermaßen hilft, den Käfer zu verstehen?¹

„Das Volk der Käfer ist ein Volk von Eremiten, von Sonderlingen und Einzelgängern, von fahrenden Rittern, und einsamen Vaganten. Der immer andere Käfer ist bald kinderdaumengroß mit dunkelschillerndem Panzer und respektablen Zangen, bald vom Umfange eines schmalen Kiesels, leichter gerüstet, mit Fühlhörnern, die ihn weit überbrücken, bald linsenklein unter niedlicher Schildkuppel. Einmal macht er einen mehr wehrsamen, das andere Mal einen mehr gelehrsamten Eindruck, meistens aber sind beide Eigenschaften so harmonisch in ihm vereint, daß man ihn ebenso mit einem kriegereischen Gelehrten wie mit einem bärbäßig besinnlichen Krieger vergleichen kann. Der beschlagene Don Quichotte, der handfeste Bonifatius, der weise Lederstrumpf mögen seine Patrone sein.“

„Wenn er sitzt, denkt er nach, sehr gesammelt unter seinem Panzer; wenn er krabbelt, tut er dies mit dem gewichtigen und zielbewußten

¹ Verlag Karl Alber, Freiburg 1948.

Eifer eines Wesens, das seiner großen Sache sicher ist; wenn er fliegt, surrend und knatternd, scheint er entweder von den Kräften besonders kühner Laune getragen oder, im Gegenteil, seine Flügel nur zum Zwecke einer unerlässlich schnellen Beförderung nach einem ganz bestimmten Punkt zu regen, ähnlich einem Professor, der einer Beobachtung wegen von einer Sternwarte zur anderen fliegt, obschon er lieber zu Fuß ginge. Eine Behausung hat er nicht; all das Seine, die Weisheit, trägt er mit sich und versucht sie in Abenteuern und Betrachtung.“

Wahrhaftig, wir haben viel erlebt, wenn wir bei sinkender Sonne in unser Feriendorf heimkehren! Ein königlicher Empfang wartet unser: das sind die schleppfüßigen Rinder! Welche Würde und welche Ruhe! Das ist die Welt Homers. Das ist die Welt des Menschen, da die „Maschine“, da Rad und Ruder sich noch nicht aus dem Rhythmus des Atems und des Pulsschlags gelöst hatten. Spürt ihr die Kluft, die zwischen dem segelnden Boot und dem Ochsengepann auf der einen Seite und Auto und Flugzeug auf der andern klafft? In den „Briefen vom Comer See“ hat Romano Guardini diesem Problem schmerzlich nachgegrübelt. Doch wir wollen jetzt die Bücher lassen!

Es ist keinem Städter zu verdenken, wenn seine Betrachtungen vor dem Hühnerhof und Ententeich, beim Besuch der Stallungen und im Hinblick der gewaltigen Gänse den Weg ins Gastronomische nehmen. Möchte uns eine reichliche Ferientafel geboten werden! Auch sie gehört zu den heilenden Kräften der Natur. Aber wenn der Herr den Leib gesättigt hat, sollte auch der Geist seine Nahrung finden in den unergründlichen „Bildern“ der Natur, die der Schöpfer ersonnen hat.

Schau den Schwalben zu; sieh dort den ruhig kreisenden großen Vogel — welch ein Schweben! — oder in ihren schillernden Farben die Tauben. Aber man muß dies alles sehen, wie die Dichter, die Kinder und die Heiligen es sehen: mit großen Augen, mit fühlender Seele und so, daß diese Bilder durchscheinend werden für das, was Gott mit ihnen wohl sagen wollte.

Über das Tatsächliche der Tierwelt und der Tier-„Sitten“ hat uns die Naturwissenschaft ja vieles gelehrt, was man früher nicht wußte. Aber sie hat uns auch verleitet, über der Analyse die Synthese zu verlernen. Wir zerschneiden und lösen auf, und kriegen das Ganze nachher nicht mehr zusammen. Wir können nur noch zählen und messen; wir wagen nicht mehr zu bewundern und zu verehren. Und doch enthüllen sich die letzten Geheimnisse nicht dem Mikroskop, sondern dem schauenden Geist. Ehrfurcht und Liebe erfahren mehr als zynische Neugierde. Laßt uns Ferien machen mit der Botanisiertrommel des Sammlers und Forschers, mit Pilz-Bestimmungstabellen und dem Notizbuch, aber noch mehr mit dem Herzen!

Wirklich, liebe Freunde, die Wissenschaft wird mit keinem einzigen Baum fertig! Ich denke an die Kastanie, die ich im Frühjahr am Ufer des

Ammersees sah, und die haushoch gegen den blauen Himmel aufragte, selbst ein stolzer, feierlicher Kronleuchter über und über bedeckt mit den brennenden Kerzen ihrer Blüten. Wenn man unter sie trat, wölbte sie sich wie eine grüne, sonnendurchflutete Halle empor, deren weite Räume durchtönt waren von dem klingenden Summen hunderter und aberhunderter geschäftiger Bienen, die von Blüte zu Blüte flogen und sich an ihrem Nektar berauschten. Die Naturwissenschaft gibt uns unzählbare und unschätzbare Einzelerkenntnisse, aber solchen „Baum“ als Ganzes erfaßt nur der Schauende. Er ist ein Kosmos voll Schönheit und Weisheit und gibt all unseren Sinnen zu tun. Er ist ein Fest von Kraft und Klang und Duft; und daß hinter der unseren Sinnen zugänglichen Erscheinung sich nach allen Richtungen wahre Unendlichkeiten auftun, zwingt uns nur zu tieferer Ehrfurcht. Man ahnt, warum den Alten die Bäume heilig waren, Stätten webenden Lebens, Nähe des Göttlichen, und wie es noch einen Bismarck empören konnte, wenn man sie ehrfurchtslos umhieb.

Damit, ihr Freunde, ist auch eines angedeutet: Nicht ausschließlich die großen Schauspiele der Natur, die See und die Berge, die Adria oder die Fjorde, sind Quellen der Erneuerung, sondern auch die schlichte Heide irgendwo, der Feldweg und das Gehölz, der Landmann und sein spielendes Kind. Die meisten von uns müssen heute sehr bescheiden sein in ihren Reiseplänen und nicht wenige werden diesen Ferienbrief lesen als einen — Ferienersatz. Aber die bescheidenen Freuden sind nicht notwendig die geringeren, und wichtiger als der tönende Name des Reiseziels ist die Schwingungsweite der Seele.

Das freilich wünschte man allen, daß sie wieder einmal „hinaus“ dürfen, nicht nur aus der überfüllten Wohnung, sondern auch aus dem alltäglichen Getrieb. Es muß nicht notwendig sehr viel bessere Luft sein, die der Urlauber und Feriengast atmet, wenn es nur eine andere ist. Der Wechsel, der Abstand, das ist das Erfrischende. Er macht allein Dreiviertel der Erholung aus. Nicht nur wissen wir nun von neuem (und das ist wahrlich wissenwert genug!), daß es die Natur gibt und wie beglückend sie ist, sondern wir gewinnen ein neues Wissen von uns selbst. In der Einsamkeit oder der Zweisamkeit der Ferien finden wir unsere Seele. Wer es geschickt anstellt, dem werden Ferientage zu Einkehrtagen. Darum, liebe Freunde, spielt die Dorfkirche nicht nur als romantische Staffage eine Rolle, sondern sie ist das Zentrum, aus dem unser ganzes Weltbegreifen sich speist, und von dem aus der Jubel des erlösten Menschen sich allmorgendlich erneuert. Das Wort des heiligen Franz von Sales hat schon einen tiefen, gerade in den Ferien erlebbaren Sinn, daß uns nämlich am Opferaltar Christi die Sonne aufgeht. Er macht uns jung. Er schenkt uns die Freude. Erst in ihm gewinnt die Schöpfung ihren Sinn, ihre Einheit, ihre Krönung.

Und während wir so unsere Wiesen- und Waldwege gehen und all den Verpflichtungen nachkommen, denen auch ein Feriengast sich nicht

entziehen kann, liegt dort drüben und da hinten unser Alltag, unser Berufsschaffen, unser Familienleben. Ganz ausklammern kann man das nicht — und wenn man es könnte, sollte man es? Das ist vielleicht nicht der geringste Wert des Urlaubs, daß er uns den Abstand zu unserm Leben schenkt. Nun sehen wir es wie aus dem Fesselballon. Erst aus dieser Höhe werden strategische Überlegungen möglich. Wir liegen alle viel zu sehr mit der Nase auf den Dingen. Dabei bleibt man unfrei. Der Abstand, den uns die Ferien schenken, ist ein gesegneter Abstand. Nicht weil er eine Flucht darstellt, sondern weil sich in ihm eine neue Lebensplanung vorbereitet. Und seien wir ehrlich, weil wir einen neuen Geschmack bekommen an den Aufgaben, die uns bald wieder erwarten. Je länger der Urlaub dauert, um so häufiger gehen die Gedanken nach Haus und ins Geschäft. Je müßiger wir herumliegen, desto schöner erscheint uns das: schaffen zu können, etwas zu leisten, Menschen etwas zu bedeuten.

Ja, die Menschen! Vielleicht war auch das gut, daß wir sie nicht mitnehmen konnten. Wir beginnen hier draußen über die Menschen unserer Umgebung nachzudenken und über unser Verhalten zu ihnen. Wie erstaunlich klärend und lösend doch so ein paar Tage Fernsein wirken können! Was in der Nähe groß und unübersteigbar schien, wird hier auf das rechte Maß zurückgeführt. Verstimmungen sind wie weggeblasen, und Überdruß wandelt sich mählich in Heimweh. Es verstößt nicht gegen den guten Geist wahrhaft entspannten Urlaubs, wenn seine letzten Tage im Zeichen aufmerksamer Einkäufe stehen, Andenken, die wir als Beute in unserm Triumphzug mitführen wollen und die etwas von dem uns gewährten Reichtum sonniger Tage auch den Zurückgebliebenen vermitteln sollen. Wem sich die echte Freude erschloß, der kann sie nicht für sich behalten. Und selbst die obligaten Ansichtskarten mit Höhenangaben und dem Lob der Heilquellen sind nicht selten so gemeint. Man möchte den blauen Himmel des Ferienglücks an alle Freunde versenden; aber daß man sich hinsetzte und den ganzen Tag hindurch Briefe schriebe, das wäre doch wohl nicht das richtige.

Ferienbriefe sollen weder dem Schreiber noch dem Leser beschwerlich fallen. Wir wollen uns also trennen, liebe Freunde. Und wie uns Emanuel Geibel die Überschrift schenkte, so soll er auch das letzte Wort haben. Wundert euch nicht, daß in seinen Versen so wenig wie in unserm Geplauder von der Last unserer Sorgen die Rede ist. Vielleicht tut es dem Menschen gut, wenigstens in den Ferien all seine Sorgen auf den Herrn zu werfen. Schließlich lebte auch Geibel nicht im Paradies. Dennoch ging ihm das Herz auf bei seiner „Morgenwanderung“. Und er sang:

Die ganze Welt ist wie ein Buch,
Darin uns aufgeschrieben
In bunten Zeilen manch ein Spruch,
Wie Gott uns treu geblieben;

Wald und Blumen nah und fern
Und der helle Morgenstern
Sind Zeugen von seinem Lieben.

Wem rechte Ferien geschenkt wurden, der glaubt wieder neu an die Liebe.